

blätter rauschen

Gesellschaft zur Förderung der
Gartenkultur
29. Jahrgang - Ausgabe 59
Herbst 2021

Lebensraum



Tauschen und teilen – der Garten als Lebensraum

In seinem Essay plädiert der Literaturwissenschaftler *Ludwig Fischer* für ein Allianzprinzip, in dem sich die Menschen als eingebunden in das Naturgeschehen begreifen.

Garten und Arbeit

In den tonangebenden, hoch entwickelten Ländern der sogenannten westlichen Welt sind Gärten inzwischen beinahe ausschließlich Ziergärten, man könnte auch sagen: Freizeitveranstaltungen, mehr oder weniger „schöne“ Arrangements aus Pflanzen, Steinen oder Holzelementen, manchmal auch anderen Materialien wie Kies, Split, Betonteilen, gelegentlich mit kleinen Wasserflächen, dazu oft Sitzplätze, befestigte Terrassen oder, schon seltener, kunstvolle architektonische oder skulpturale Elemente. Meist schließt eine Einfriedung dieses Arrangement ein. Genutzt werden Gärten heute, abgesehen von letzten kümmerlichen ländlichen Gemüsegärten oder von neuen Ansätzen des urban gardening, nahezu überall in der als „arbeitsfrei“ wahrgenommenen

Zeit, und dass Gärten einen anderen Arbeitseinsatz als im Berufsleben – aber eben unausweichlich handfeste Arbeit – verlangen, suchen Trends wie lazy gardening oder technische „Helfer“ zu minimieren.

Weshalb diese Aufzählung von Selbstverständlichkeiten? Noch als ich in den 1960er-Jahren in Tübingen studierte, gehörte fast zu jedem freistehenden Haus außerhalb der eng bebauten Innenstadt ein Nutzgarten. Auch die Vorgärten zur Straße hin präsentierten üppiges Gemüse, man hatte den Eindruck, es gäbe nachbarschaftliche Wettbewerbe um die dicksten Porreestängel, die größten Zwiebeln und die schwersten Kohlköpfe. Dass die Selbstversorgung „Arbeit am Grün“ erforderte, war nicht lästig, sondern gehörte einfach zum stolzen Tagwerk jedes Häuslebesitzers. Dass zum Beispiel die

tätige Fürsorge für den Boden – sogar in den Winter hinein – erst die Voraussetzung für eine gelungene Ernte schuf, war allen Gärtnern bewusst.

Das heißt: In den traditionellen Nutzgärten (und, in veränderter Form, in ihren neuen Spielarten) manifestiert sich ein unabdingbares Tauschverhältnis zwischen gärtnernden Menschen und „gestalteter Natur“. Man ist versucht zu sagen: Menschliche Arbeit wird eingetauscht gegen ertragreiche Gemüse-, Beeren- oder Obsternten. Das ist aber nur die ökonomische, abstrakte Form des Tauschverhältnisses. Der eigentliche grundlegende Austausch findet auf einer anderen Ebene statt: zwischen den Absichten der Gärtnerinnen bzw. Gärtner und den „Triebkräften“, dem „Eigensinn“, den Potenzialen der Pflanzen und der vielen anderen beteiligten Lebewesen, ja des Bodens, des Wassers, des Winds, des Wetters. Wer nicht auf diese „Eigenmächtigkeit der natürlichen Mitspieler“ im Garten achtet, sie begünstigt, sie in sein Tun einbezieht, wird keinen großen Nutzen aus der absichtsvoll eingesetzten Arbeit erzielen.

Die menschliche Arbeit ist also nur die eine Seite, die eine Komponente jenes Austauschverhältnisses, auf dem Gartenleben – wie jeder Bezug zu „Natur“ – beruht. Die andere unabdingbare Kompo-

nente liegt in der Eigentätigkeit der natürlichen Mitspieler, auch der durch Arbeit und Technik verwandelten.

Gewaltverhältnis und Austausch

Solche allgemein gültigen Einsichten scheinen wiederum Selbstverständlichkeiten aufzurufen. So gut wie nichts davon ist aber in unseren technisch aufgerüsteten, auf Konsum getrimmten Wohlstandsgesellschaften (mehr) selbstverständlich. Im Gegenteil: Die vorherrschenden Einstellungen auch in der Gartenkultur laufen beinahe zwangsläufig darauf hinaus, „der Natur“ unseren Willen aufzudrücken – mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, einschließlich synthetischen Chemieprodukten und avancierten Apparaten. Garten, so die von der einschlägigen Industrie forcierte Devise, wird eine mehr oder weniger durchdachte, praktikable, „pflegeleichte“ Anordnung nahezu beliebig verwendbarer und platzierbarer natürlicher Elemente – eben Pflanzen, Steine, Holz, Wasser usw.

In einer solchen durchaus epidemisch verbreiteten „Gartenkultur“ kann man Lavendel auch in nährstoffreiche, bindige, womöglich mit Torf „verbesserte“ Erde setzen. Man kann Halbschattenpflanzen wie *Pachysandra* oder *Epimedium* als Bodendecker auch der prallen Sonne ausliefern. Man kann Sträuchern, die keinen Formschnitt vertragen, wie etwa Forsythien oder Strauchgeißblatt, mit dem Elektro-Trimmer die Kugel-, Kegel- oder Trapezform aufzwingen. Man kann einen Teich anlegen, auch wenn ständig die Umwälzpumpe läuft, „Algenfrei“ oder „Wasserverbesserer“ eingesetzt werden müssen. Die Aufzählung ließe sich beliebig verlängern.

Niemand von uns ambitionierten, kenntnisreichen und erfahrenen Gärtnerinnen und Gärtnern (zu denen ich mich hier in aller Bescheidenheit rechne) erhebe sich über die ein bisschen polemisch skizzierte, industriell angefachte und leider weitverbreitete Gartenkultur. Denn auch wir haben unseren größeren oder kleineren Anteil an dem Gewaltverhältnis, das nicht bloß in modischen Gartentypen waltet. Nicht nur die inzwischen bis ins Extrem gesteigerte Zucht von „Neuheiten“ – mindestens fünf neue „grandiose“

Hosta-Sorten, mindestens drei überwältigende neue *Echinacea*-Varianten, mindestens zwei wirklich außerordentliche Rosen-Kreationen pro Jahr – ist Ausfluss schierer Willkür und industrialisierter „Knechtung“ von Pflanzen. Auch die meisten der beliebten und viel besuchten Gartenschauen sind zu guten (oder schlechten) Teilen Inszenierungen effektvoller Pflanzen-Arrangements, es kommt auf die gartenarchitektonische und ästhetische Wirkung an, viel weniger auf den gärtnerisch oder gar ökologisch sinnvollen, nachhaltigen und „naturgemäßen“ Umgang mit pflanzlichen Lebewesen.



Oben: Ludwig Fischer in seinem Kräutergarten im Benkel

Unten: Brennnesseln sind Teil seines Pflanzensuds gegen Wühlmäuse.

Ich möchte niemandem die Freude am effektvollen Garten-Arrangement vergällen, auch nicht das Faible für spektakuläre Neuzüchtungen. Aber wissen sollten wir schon, dass die ökonomisch und quantitativ beherrschende industrielle Pflanzenproduktion und der Vertrieb – jenseits handwerklich und nachhaltig kultivierender Fachgärtnereien – um nichts besser und „verträglicher“ sind als die Massentierhaltung und -verwertung von Schweinen, Rindern, Puten, Gänsen. Pflanzen haben halt keine Augen und können nicht schreien oder brüllen. Aber dass sie „leiden“ – nicht nur, wenn sie

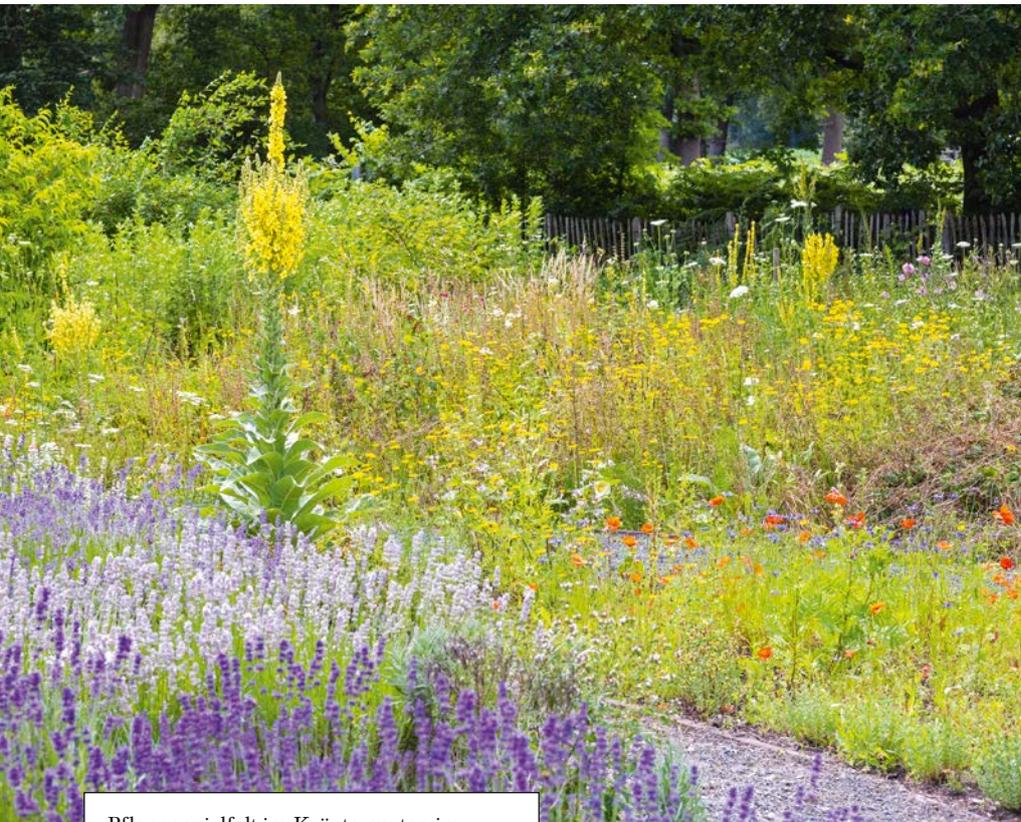
nach der Blüte herausgerissen und beseitigt werden –, müsste allen bewusst sein.

Ich folgere jetzt nicht, überall müssten „Naturgärten“ angelegt werden, mit ökologisch und klimatisch angepassten Pflanzengesellschaften möglichst aus der einheimischen Flora. Gäbe es aber mehr solcher Mustergärten, spräche sich vielleicht ein wenig herum, wie hinreißend „schön“, vor allem, wie nachhaltig, entwicklungsfähig, ja voller Überraschungen – und wie „pflegeleicht“ solche Ensembles sein können, etwa im Halbschatten ein Teppich aus der Vielfalt regional heimischer Bodendecker, oder in voller Sonne eine extrem trockenresistente Steppenheide in einem entsprechend vorbereiteten Boden und dem zur Bepflanzung passenden Regionalklima oder mit geeignetem Untergrund eine kleine Feuchtwiese mit Sumpfdotterblume, Sumpf-Storchschnabel, Mädesüß, Baldrian, womöglich ein paar Orchideen. Das Unspektakuläre und scheinbar „Wilde“ ist jedoch nicht jedermanns und jederfräus Sache. Auch wäre viel gewonnen, wenn jeder Pflanze, die in der Gärtnerei oder im Gartencenter zu kaufen ist, ein ausführlicher „Beipackzettel“ mitgegeben würde, darin Angaben zum angestammten Milieu, zu genauen Bodenansprüchen und Standorten, zu günstigen Benachbarungen, zu Wuchsformen und Platzbedarf, auch zu Herkünften, Pflegeansprüchen,

voraussichtlicher Lebensdauer usw. In den Katalogen guter Gärtnereien finden sich solche Informationen fast immer, auf den üblichen Etiketten der

Industriepflanzen nur ziemlich nutzlose Ikons und pauschale Einzelwörter. Für anspruchsvollere technische Industrieprodukte bekommen wir in der Regel ausführliche Produktinformationen und Verwendungshinweise. Bei lebenden Pflanzen scheint das nicht nötig, die kommen schon irgendwie zurecht.

Dabei könnten solche gut formulierten Beipackzettel ein Anfang dafür sein, erstens zu verstehen, dass Pflanzen eigenständige Lebewesen sind, mit bestimmten Besonderheiten und Bedürfnissen, mit angestammten Milieus, begünstigenden



Pflanzenvielfalt im Kräutergarten im Benkel/Ottersberg

Fotos: Marion Nickig

Vergemeinschaftungen, ja mit „legitimen Rechten“ auf artspezifische Lebensmöglichkeiten. Zweitens wäre begreiflich zu machen, dass jeder Umgang mit Pflanzen, auch der im Garten, ein Austauschverhältnis bedeutet. Pflanzen sind – entgegen ihrer ökonomischen und auch juristischen Definition – keine „Sache“ und schon gar kein Verbrauchsgegenstand. Die Menschen gehen, ob sie wollen oder nicht, eine konkrete Relation, eben ein Austauschverhältnis zu ihnen ein, und sei es das der Missachtung ihrer Eigenarten und ihrer „Triebkräfte“. Was wir inzwischen immer deutlicher erleben: Pflanzen wie auch Tiere, Böden, Gewässer, Steine, Sand, ja Luft, Winde, Wolken usw. „antworten“ auf die destruktive, unverständige, rücksichtslose Art des Austauschs der Menschen.

Im Garten scheinen diese unerwünschten „Antworten“ der unklug, rücksichtslos behandelten Gewächse und Lebewesen leicht zu kontern: Ersatz von „unschön“ gewordenen Pflanzen und Ensembles; Gift für Ameisen, Wühlmäuse und

Maulwürfe, für Schnecken, Blattläuse und Milben; Unkrautvernichter für Bewuchs in Mauerfugen und Steinritzen; Moosentferner für Belag auf den Pflasterungen; Dünger und allerlei Zutaten für „ungenügende“ Böden etc. Dass wir auf Dauer mit derartigen Anwendungen die uns nicht genehmen Reaktionen der belebten und unbelebten Akteure im Garten nur verschlimmern, müssten wir längst eingesehen haben. Das Austauschverhältnis, in dem wir uns befinden, lässt sich nicht einfach einseitig von uns außer Kraft setzen.

Austausch und Allianz

Wie könnte es anders gehen? Ich habe im Garten bitteres Lehrgeld zahlen müssen. Ein Beispiel: Im Benkeler Schaugarten haben wir einen großen Teich angelegt, mit einer feuchten Randzone, für diejenigen Kräuter, die im und am Wasser oder in feuchtem Grund zu Hause sind – Bachminze, Bach-Veronika, Bachnelkenwurz, Brunnenkresse, Gottesgnadenkraut, Mähdesüß, Sumpfiris und viele andere. Jahrelang musste ich eine

große Umwälzpumpe laufen lassen, damit, vor allem in der wärmeren Jahreszeit, der Teich nicht zu stark veralgte. Trotzdem blieb es nicht aus, dass ich dicke Polster von Grünalgen abschöpfen musste. Chemische Mittel waren und sind im ganzen Kräutergarten verboten.

Nach fünf Jahren merkte ich, dass sich Kanadische Wasserpest (*Elodea canadensis*) wie von Zauberhand angesiedelt hatte. Sie breitete sich sehr rasch aus, füllte große Bereiche des tiefen Teichs, bedrängte aber Teichrose, Bachminze, Veronika, Froschbiss nicht wirklich. Bald konnte ich die Umwälzpumpe abstellen – das Wasser blieb selbst in den heißen Sommern 2018 und 2019 völlig klar. Die Vielzahl der Libellenarten zieht sogar Experten an, im Frühsommer nimmt das Konzert der Frösche kein Ende – der Teich hat offenbar einen nahezu perfekten Austausch zwischen den Beteiligten, den Pflanzen, Tieren und den unbelebten Elementen erreicht.

Ich selbst sehe mich in diesen Austausch einbezogen. Ich habe erlebt, was es bedeuten kann, im Verhältnis zu den Gartenelementen etwas geschehen zu lassen, nicht sofort mit „Maßnahmen“ einzugreifen, wenn etwas Unerwartetes sich vollzieht. Was ja nicht heißt, dass ich gar nichts mehr unternehme: Ich werde jetzt den doch arg wuchernden Großen Rohrkolben deutlich eindämmen müssen; Birken- und Erlenschösslinge werden zu groß; an den Rändern breiten sich bestimmte Gräser zu stark aus; der Wasserdost hat sich zu üppig versamt. Aber ich will möglichst wenig eingreifen. Ich akzeptiere die vielen deutlichen Veränderungen, die sich bei der Vegetation im und am Teich vollzogen haben. Austausch bedeutet eben unabweisbar, abzuwägen zwischen den eigenen Vorstellungen, Absichten, Beurteilungen und dem „Eigenwillen“ der beteiligten natürlichen Akteure. Respekt und Geduld sind dabei gute Ratgeber.

Im traditionellen Nutzgarten regierte solches Abwägen, solche kluge und respektvolle Beachtung der Potenziale und Triebkräfte natürlicher Mitspieler auf vielfache Weise das Wollen und Tun der Gärtnerinnen und Gärtner – zwangsläufig, weil viele moderne chemische oder technische Hilfsmittel nicht zur Verfügung

standen: Man wusste aus weitergegebener Erfahrung, welche Gemüsepflanzen, Kräuter und auch zwischengesetzte Blumen gut miteinander auskamen und welche sich eher gegenseitig hemmten. Gegen Wühlmäuse pflanzte man Tagetes, Kaiserkronen, Knoblauch oder Narzissen, stellte einen Sud aus Minze, Holunder, Fichtenzweigen und Brennnessel her, der in die Wühlmausgänge gegossen wurde. Auch das Mulchen war verbreitet, um den Humusgehalt des Bodens zu verbessern.

Alle diese Beispiele beruhen auf dem gleichen Prinzip: Man hatte verstanden, welche Eigenschaften und Wirkkräfte welcher Pflanzen sich mit den menschlichen Absichten vereinbaren ließen, in einer Art „Allianz“ von gärtnernden Akteuren bzw. Akteurinnen und „selbsttätigen“ Pflanzenwesen. Man wusste um das „Eigenleben“ des jeweiligen Bodens, man kannte aus Erfahrung, wie man die unglaublich reichhaltige Fauna der oberen Erdschichten und die mineralischen, wässrigen, luftigen, fasrigen Mitspieler im Gartengeschehen begünstigen konnte.

In manchen neueren Grundsätzen des Gärtnerns werden solche alten und einige jüngere Einsichten in die „Naturallianz“ als Leitmotiv der Gartengestaltung und der Gartenarbeit aufgegriffen, etwa mit den Prinzipien der Permakultur oder mit Spielarten des ökologischen Gartenbaus. Dass die Menschen, indem sie sich auf eine ihre Mitwelt schonende Weise ernähren, einen „Pakt“ mit dem Boden und mit den Lebewesen in ihm, mit den Pflanzen und auch mit den Insekten und anderen Kleinlebewesen, dann bis zu den Vögeln und sogar zu manchen „Schädlingen“ eingehen, ist nur schwer mit den dominanten Naturvorstellungen unserer „westlichen“ Kulturen zu vereinbaren. Aber es ist die letztlich einzig nachhaltige, den „Naturhaushalt“ schonende und die Ernährungsgrundlage sichernde Einstellung, mit der wir den Anfang machen können für eine Ende des Raubbaus und der Zerstörung unserer Lebensgrundlagen in der natürlichen Mitwelt.

Allianz heißt auch: teilen

Ein „Allianzdenken“ muss nicht nur Einzug halten in Nutzgärten und gärtnerische

Landwirtschaft, sondern ebenso in unsere Zier- und Hausgärten. Denn auf Allianzen mit den naturgegebenen Mitwirkenden zu setzen, gilt nicht nur dort, wo wir unmittelbar Ertrag von unserem Austausch mit den Naturelementen anstreben. Kooperation, Allianz bedeutet immer: es sind mindestens zwei, meistens sehr viel mehr beteiligte „Akteure“, wie gesagt, bis hin zu Wasser, Gestein, Krume, Sand, ja zu den „Halbdingen“ (Hermann Schmitz) wie Wind, Licht, Düfte, Wolken, Nebel, Dunst.

Und Allianz heißt auch, dass wir Menschen den Lebensraum mit anderen Wesen, vor allem mit Pflanzen und Tieren, teilen müssen. Solches Teilen fällt uns in unseren zivilisatorisch hochgetrimmten Umgebungen schwer, auch im Garten. Ein „unschöner“ Laub- und Reisighaufen für die Igel passt schwerlich in eine durchgestylte Gartenanlage. Eine eindrucksvolle Auswahl von Blühpflanzen bietet keineswegs zuverlässig eine dringend notwendige Bienen-, Hummel- und Schmetterlingsweide.

Das Meiste des Teilens, das in einem für andere Wesen einladenden Garten stattfindet, bemerken wir gar nicht: versteckt lebende Vögel, unscheinbare Insekten, hie und da angesiedelte Moose, die zahllosen unterirdischen Fäden der Pilze, die nachts durchhuschenden Mäuse, das vielleicht jagende Wiesel, den hereinwehenden Löwenzahnsamen, die vorüberschwirrenden Fledermäuse.

Wir können mit unseren Gärten Inseln, vielleicht Brücken und Ketten eines Leben befördernden Teilens bilden, aber der Gedanke daran leitet immer noch viel zu wenig unsere Gartenkultur.

„Allianzdenken“

Auch der Garten ist ein „Allianzraum“, ein zwar abgegrenztes, aber durchlässiges Gelände für den ständigen und unentbehrlichen Austausch, auf dem Leben überhaupt beruht. In solchem Austausch spielen die Pflanzen eine entscheidende Rolle: Sie erzeugen den Großteil des Sauerstoffs, den Tiere und Menschen einatmen, und sie ernähren sich zum Teil von dem CO₂, das Tiere und Menschen ausscheiden. Ihre Stofflichkeit bietet die Nahrungsgrundlage für das sogenannte

höhere Leben, sie erzeugen durch die Photosynthese gespeicherte Energie, kurz: Die Pflanzen schaffen die Grundlage auch für unsere physische Existenz. Mit jedem Atemzug treten wir in Verbindung zu ihnen, der größte Teil unserer Nahrung stammt von ihnen.

Ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht: Schon an der physischen Allianz mit den Pflanzen hängt unser Dasein. Und wir beginnen, auf wissenschaftlicher Basis zu erkennen, dass Pflanzen keineswegs blinde, stumme, empfindungslose organische Masse sind, dass sie – in eigentlich unangemessene menschliche Begriffe übersetzt – sich erinnern können, „strategisch zu denken“ vermögen, sich verteidigen und untereinander verständigen, Stoffe untereinander und mit den Bodenpilzen austauschen, ja, dass sie über ein mitnichten mechanistisch funktionierendes „Streben“ verfügen.

Im Garten können wir uns darin üben, unsere „Arbeit an der Natur“, unseren Umgang mit der belebten und der unbelebten Mitwelt als eine ständige, punktuelle und auch umfassende, vorübergehende und auch anhaltende Allianz genauer zu verstehen: eine Vielzahl von Allianzen mit dem Anderen. Allianz bedeutet dabei kein konfliktfreies Austausch- und Kooperationsverhältnis, denn es bleibt dabei: Gärtnern heißt, einen „Naturzustand“ letztlich nach Absichten der gärtnernden Menschen herzustellen, den es in der frei sich entwickelnden Natur so nicht gibt. Aber wir müssen uns darauf besinnen, dass zukunftsfähiges Gärtnern nur Raum greifen kann, wenn wir die „Mitwirkung“ des Naturgegebenen gewinnen. Dazu sind Erfahrung, Wissen, Aufmerksamkeit, Respekt vonnöten. Die Industrie, auch die Gartenindustrie, will uns weismachen, derlei bräuchte es nicht, käufliche Mittel erlaubten es, jedes beliebige „Arrangement mit Pflanzen“ herzustellen, und „in Ordnung“ zu halten und aufzufrischen. Solche Versprechen treiben uns immer tiefer in die Naturzerstörung, deren bedrohliches Ausmaß wir längst registrieren. Dagegen steht das Allianzprinzip, in dem sich die Menschen als eingebunden in das Naturgeschehen begreifen, auch und gerade in der „kleinen Welt“ des Gartens.

Wo Amseln flöten, Bienen summen, Menschen plaudern...



Gemeinschaftsgärten sind Orte des gemeinsamen Gärtnerns, der nachbarschaftlichen Begegnung und des interkulturellen Austauschs. *Anja Birne* hat den Dahliengarten Legden und Herigars Sinnengarten in Hergershausen besucht. Grüne Oasen der Lebensfreude!

Das Dahliendorf Legden liegt in der münsterländischen Parklandschaft, der **Dahliengarten** am Kirchplatz hinter den Mauern der denkmalgeschützten altromanischen Sandsteinkirche St. Brigida. Ursprünglich als Baugebiet vorgesehen, ist der ehemalige Pfarrgarten im historischen Ortskern durch beherztes Bürgerengagement seit 2015 ein ganzjährig geöffneter, lebendig und vielseitig genutzter Gemeinschaftspark. Für Blütenhöhepunkte sorgen Obstbäume auf Rasenflächen, Stauden- und Gehölzpflanzungen, moderne ovale Hochbeete mit Lavendel und die Dahliensammlung. Von Juli bis in den Oktober entfalten mehr als 1.800 Dahlien und 180 weltweit gezüchtete Dahliensorten ein leuchtendes Farben- und Blü-

tenmeer. Von Wildformen aus den Hochebenen Mexikos über historische Sorten bis zu den „Gartenköniginnen von Legden“ reicht die Bandbreite der Sorten. Die „Legdener Kultblume“ geht ursprünglich auf den Vikar Theodor Entrup (1879–1955) zurück. Der Dahliengärtner verkaufte Sorten im Nebengewerbe sogar bis England und Amerika“, erzählt Angelika Hoffmann, die langjährige Vorsitzende des Dahliengarten-Legden e.V. Der „Dahlienpastor“ trat die Kaplanstelle in Legden 1923 an. Zu seiner Zeit lag Legden umgeben von Dahlienfeldern. Von der Idee bis zur Umsetzung, diese Tradition mit einem Dahliengarten zu wahren, dauerte es 15 Jahre. „Ab 2014 wurden die Apfelwiese umgestaltet und im Frühjahr 2015 die ersten Dahlien

gepflanzt“, ergänzt Johannes Schulze Ising bei einer Führung. Ein ehrenamtliches Helferteam gründete 2016 den Verein Dahliengarten Legden e.V., der die Pflege übernimmt, Gartenfeste, Führungen und das Dahlienwochenende Mitte August mit Cocktailbar organisiert. Die Erhaltung der historischen Dahlien sowie die nachhaltige Entwicklung des Dahliengartens als Stätte des kulturellen Lebens sind die Ziele des Vereins – „Wir wollten von Anfang an einen Begegnungsgarten für Jung und Alt.“

Facebook: Dahliengarten Legden e.V.
bzw. www.dahliengarten-legden.de

Herigars Sinnengarten liegt im süd-hessischen Hergershausen. Bereits im 9. Jahrhundert siedelte sich der fränkische



Links: Das gemeinschaftliche Gärtnern ist eine große Freude.

Oben: Ein Heckentunnel verbindet den formal gestalteten Garten auf dem ehemaligen Schulhof mit dem Naturgarten aus Wiesen, Hecken, Klangobjekten und Schäferwagen.

Rechts: Der alte Pfarrgarten ist heute als gemeinschaftlicher Dahliengarten ein beliebter Treffpunkt.

Unten: Die Dorfbewohner lieben den alten Schulhof mit Laubengang aus Rosen und Pavillon (im Bild) sowie das Garten-Café, die Hochbeete und den Boule-Platz.

Fotos: Marion Nickig



Bauer Herigar an den ersten Ausläufern des nördlichen Odenwaldes an. Die alte Struktur des Haufendorfes mit vielen unter Denkmalschutz stehenden giebelständigen Fachwerkhäusern aus dem 17. und 18. Jahrhundert sowie die alte Schule, im Jugendstil erbaut und heute als Dorfgemeinschaftshaus genutzt, sind gut erhalten. „Den Sinnengarten gestalteten wir im ehemaligen Schulgarten unter Einbeziehung des Schulhofes und eines weiteren Flurstücks, das die Anbindung an das Naturschutzgebiet in die Auenlandschaft der Hergershäuser Wiesen herstellt,“ erzählt Maren Gatzemeier vom Verein Herigar e.V. Ziele des Bürgerengagements sind die Stärkung der dörflichen Identität und die Erhöhung der Sensibilität für die heimische Flora und

Fauna. Die Dorfbewohner treffen sich im vielfältig gestalteten Sinnengarten zum Plaudern und Feiern, Kaffee trinken, zum Boule spielen, Kräuter ernten, zum Gärtnern, zur Erkundung der Natur. Ein mäandernder Weg aus Blumenrasen führt durch den Naturgarten mit Blumenwiese, Hecken aus heimischen Wild- und Blütengehölzen.

„Unter einem Sinnengarten verstehen wir einen Garten, der die Sinne des Menschen anspricht – sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen“, erklärt Mathias Brendle. „In unserer schnelllebigen Zeit herrscht vielfach Reizüberflutung. Die Gefahr von Sinnesstörungen ist deshalb groß und die Konsequenzen sind vielfältig, wie viele Suchterkrankungen zeigen. Für ältere Menschen bietet ein Sin-

negarten Orientierung, Naturerleben und Erinnerung. Selbst Demenzkranke fühlen sich geborgen und sicher in der Natur. Die in manchen Phasen der Krankheit auftretende Unruhe wird deutlich gemildert, weil ein Garten für jeden Menschen einen so nachhaltigen Wiedererkennungswert besitzt, dass Ängste abgebaut werden und mehr Ruhe einkehrt.“

Mit der Begrünung vieler Hausfassaden und der Gestaltung des Sinnesgartens setzen Maren Gatzemeier, Mathias Brendle und alle engagierten Mitstreiter im Verein ihr Ziel fort, Hergershausen in ein Gartendorf zu verwandeln, das die Lebensqualität für alle Dorfbewohner, insbesondere für Kinder und Senioren erhöht. www.herigar.org